

Glückliche Schweiz – Unglückliche in der Schweiz

Claudia Honegger und Marianne Rychner

Im Zentrum dieses Buches stehen Einzelschicksale, die weder zufällig sind noch zufällig ausgewählt wurden. Sie entstammen gesellschaftlichen Bereichen, die von den gegenwärtigen Umbrüchen besonders betroffen sind. Sie stehen für soziale Felder, in denen Verschiebungen in den kulturellen Deutungssystemen neue Ideen erfordern. Die Erzählungen über die Schwierigkeiten der Existenz in der heutigen Welt und in diesem Land sollen den Blick schärfen für soziale Bedingungen von Lebensentwürfen und Lebensverläufen.

Die Erschütterungen der sozialen und kulturellen Ordnung haben eine kollektive Stimmungslage diffusen Unbehagens erzeugt, die der Gemütlichkeit in all ihren Schattierungen den Garaus macht. Grosse Teile der schweizerischen Wirtschaft, die seit der Industrialisierung aufs engste mit internationalen Märkten verflochten ist, haben sich in jüngster Zeit noch offensiver den technologischen und ökonomischen Veränderungen im Weltmassstab angepasst. Den Umstrukturierungen, die sich daraus ergeben, fiel und fällt eine Vielzahl von Arbeitsplätzen und Lebensentwürfen zum Opfer, die bislang eine authentische Erfahrung von Gemütlichkeit verbürgt haben, und zwar nicht nur bezüglich der Quantität, sondern auch der Qualität der Arbeit – und damit des gesellschaftlichen Lebens überhaupt. Plötzlich sehen sich auch in der Schweiz alle oder fast alle von der Beschleunigung der Zeit und der Schrumpfung des Raumes bedroht, von den neuen Entwicklungen und ihren vielen ungemütlichen Folgen verunsichert.

Alle scheinen sich einig zu sein, dass wir in einer Zeit der Krise und des Umbruchs leben. Über Ursachen und Auswege freilich gehen die Meinungen weit auseinander. Die Krise ist so auch eine der Bedeutungen, die wir mit ihr verbinden. Jede Krise zwingt zum Umdenken. Aber dieses Umdenken setzt die Kenntnis der sozialen Semantiken, ihrer Geschichte und ihrer identitätsstiftenden Kraft voraus.

Solange sie den Top-Job noch haben, freuen sich Neoliberale am Fegefeuer des neuen Kapitalismus, der die letzte Nische beseitigt und den letzten Rest Beamtenmief aus öffentlichen wie privaten Unternehmen vertreibt. Sie predigen als neue Kardinaltugenden Flexibilität und Selbstverantwortung, während andere die biographischen Kosten von Flexibilisierung und sozialer Verantwortungslosigkeit zu tragen haben. Die Lebensgeschichten in diesem Band sollen zum Verständnis der unterschiedlichen Folgen und Widersprüche beitragen, die sich aus den gegenwärtigen Strukturumbrüchen ergeben. Weil die Bedeutung allgemeiner Entwicklungen im konkreten Fall am deutlichsten wird, sind die vorliegenden Porträts nicht blosse Illustrationen allgemeiner Trends. Anhand der einzelnen Biographien wird vielmehr ersichtlich, wie eng verknüpft gesellschaftliche Entwicklungen und subjektive Weltdeutungen sind. Zusammen eröffnen und begrenzen sie Denkhorizonte und Handlungsspielräume. Die meisten Porträts sind typisch für soziale Felder, in denen die gegenwärtigen Strukturumbrüche massiv in die biographischen Entwürfe eingreifen und den geordneten Lauf des Lebens und Denkens durcheinanderbringen. In einigen der Fälle steht die Verdichtung von mentalem Leid im Vordergrund, das mit dem rapiden Veralten von Weltbildern oder dem Scheitern grosser Hoffnungen zusammenhängt.

Die Deutungen strukturellen Unglücks wie mentalen Leids sind heute immer weniger in kollektiven Sinnstrukturen aufgehoben. Daher sehen sich die einzelnen zunehmend allein und einsam der Möglichkeit des Scheiterns ausgesetzt. Gemäss Richard Sennett ist dieses Scheitern allgegenwärtig und «zu einem häufigen Phänomen im Leben auch der Mittelschicht geworden. Die schrumpfende Grösse der Elite macht die Lebensleistung immer schwieriger. Der Markt, auf dem der Gewinner alles bekommt, wird von einer Konkurrenz beherrscht, die eine grosse Zahl von Verlierern erzwingt.» Individuelle Statuskämpfe bis aufs Messer sind die ungemütliche Folge. Aber auch die traditionellen Orte und Sozialformen der Gemütlichkeit wie Familie oder Verein sind heimtückischer geworden; durch die gemütlichen Nischen in der modernen Gesellschaft wie Büros mit Gummibaum, parlamentarische Wandelhallen oder universitäre Elfenbeintürme weht ein kalter Wind. Und ein rauherer

Wind hat auch die Schweiz als Insel des Wohlstandes, des Wohlbehagens, der Selbstzufriedenheit und der Behaustheit in der Nation erreicht.

Gemütlichkeit wurde stets eher mit deutscher Kultur und Innerlichkeit der Seele und weniger mit französischer Zivilisation und analytischem Verstand assoziiert. Zu «Gemüt» heisst es im *Handwörterbuch der deutschen Sprache* von 1825: «Es bedeutet nämlich den schönen Einklang zwischen Vernunft und Phantasie, gepaart mit einer ungewöhnlichen Zartheit, Tiefe und Innigkeit des Gefühls, und die Herrschaft über den blossen kalten Verstand, über Witz und Scharfsinn, die in der Seele als untergeordnete Kräfte erscheinen, wenn Phantasie, Vernunft und Gefühl vorwalten und obwalten.» Als Gegenbegriff wird abschliessend die «Frivolität» genannt. Doch im Kern meint Gemütlichkeit das, was heimisch und vertraut, geschützt und beständig, warm und behaglich erscheint. Im Zentrum des Gemütlichkeitssyndroms steht das Bedürfnis nach einer eigenen, eng begrenzten Welt, nach Überschaubarkeit und Stabilität. Und dieses Bedürfnis ist keineswegs nur auf erodierende Horte der Tradition wie Männergesangs- und Schützenvereine beschränkt, sondern kann sich auch in Frauenräumen, Bio-Läden, Seminarien, auf Techno-Parties oder Esoterik-Messen entfalten. Galt in der Schweiz bis in die späten sechziger Jahre eine für viele aufkotroyiert wirkende Form inszenierter Bäuerlichkeit als Prototyp der Gemütlichkeit, so zerfaserte das Bild in der Folge immer mehr. Alte kulturelle Gräben sind dadurch wieder aufgebrochen, und neue subkulturelle Abgrenzungen sind hinzugekommen.

Die Schweiz als Gebilde, das in den Köpfen der darin Lebenden in positiver oder negativer Weise herumspukt, ist nicht nur Produkt heroischer Willensakte, sondern auch unter äusseren Einflüssen entstanden und in teils schmerzhaften inneren Umwälzungen gebildet worden. Sie ist nicht unwesentlich von Napoleon geschaffen, durch die industrielle Revolution des 19. Jahrhunderts und den Aufstieg der Banken konsolidiert und durch die Kriege des 20. Jahrhunderts zusammengehalten worden. Dieser Zusammenhalt wurde keineswegs von allen und immer als besonders glücklich und gemütlich empfunden.

den. Sowohl die Selbstthematization wie die Fremdwahrnehmung der Schweiz sind über die Jahrhunderte hinweg auf eine eigentümliche Art naiv und redundant. Für die einen war die Schweiz das Paradies auf Erden, der Hort der Demokratie, galten die Schweizer als tapferes und auserwähltes Volk. Andere wiederum betonten die Kehrseite dieser gleichsam calvinistischen Medaille: die Schweiz als selbstgerechte «civitas dei helvetica» (Walter Benjamin), als Gemeinwesen der Tugendwächter und Moralistinnen oder gar als selbstfabriziertes Gefängnis, als welches Friedrich Dürrenmatt das Land bezeichnet hat. Diese sahen in den Schweizern nur das Mittelmässige, Biedere, Behäbige.

Das Muster ist alt. Kaum ein anderer nationaler Mythos ist einerseits mit so viel Bewunderung und andererseits mit so viel Hämie von innen und aussen kommentiert worden wie der vom einzig Volk der freien Schweizer Brüder. Noch bevor Friedrich Schiller 1804 seinen *Wilhelm Tell* in die Welt entliess, spottete Goethe: «Frei wären die Schweizer? frei diese wohlhabenden Bürger in den verschlossenen Städten? frei diese armen Teufel an ihren Klippen und Felsen? Was man dem Menschen nicht alles weismachen kann! besonders wenn man so ein altes Märchen in Spiritus aufbewahrt. Sie machten sich einmal von einem Tyrannen los und konnten sich in einem Augenblick frei denken; nun erschuf ihnen die liebe Sonne aus dem Aas des Unterdrückers einen Schwarm von kleinen Tyrannen durch eine sonderbare Wiedergeburt; nun erzählen sie das alte Märchen immerfort, man hört bis zum Überdruß: sie hätten sich einmal frei gemacht und wären frei geblieben; und nun sitzen sie hinter ihren Mauern, eingefangen von ihren Gewohnheiten und Gesetzen, ihren Fraubasereien und Philistereien.»

Germaine de Staël hat 1813 in *Über Deutschland* – im Versuch, das zeitgenössische französische Bild vom Schweizer als hinterwäldlerisch, strohduhm und versoffen zu korrigieren – den zwiespältigen Topos vom «ruhigen Glück der Schweizer» angesprochen: «Eine arme Landschaft, von beschränktem Raume, ohne Luxus, ohne Glanz, ohne Macht, wird von ihren Bewohnern geliebt wie ein Freund, der seine Tugenden im Schatten verbirgt und sie alle dem Glücke derer weihet, die ihn lieben. Seit fünf Jahrhunderten dauert

der Wohlstand der Schweiz; seit fünf Jahrhunderten zählt man mehr weise Generationen als grosse Männer darin. Es gibt für die Ausnahme keinen Raum, wenn das Ganze so glücklich ist.» Auch daraus ist ein bis in die neueste Zeit kultiviertes «Märchen» entstanden: Hinter dem Glück des Gemeinwohls verschwinde das Individuum, in der Enge der Täler gedeihe nur das Mittelmass, und Genialität lasse sich nur am Mittelmeer oder in den Metropolen entfalten. Dann wäre der Verzicht auf individuelle Grösse der Preis für kollektives Glück, als einziger Ausweg bliebe die Emigration.

Die Schweizer Inszenierung der Nation am Unspunnenfest in Interlaken und die «fromme Begeisterung» für die Werte Ruhe, Ordnung und Unabhängigkeit hat Madame de Staël als «Patriotismus des Glücks» bezeichnet. Aber diese Form von Glück schien ihr nicht ganz geheuer, irgendwie statisch, poesielos und einfältig zu sein: «Die Sitteneinfalt, die Anhänglichkeit an die alten Gebräuche, die Weisheit und Einförmigkeit in der Lebensart bringen uns der Vergangenheit näher, und rücken die Zukunft an uns heran. Eine immer gleichlautende Geschichte ist wie ein Augenblick, der aus mehreren Jahrhunderten besteht.» Auch aus dieser Charakterisierung ist ein «Märchen in Spiritus» geworden.

Keine «gleichlautende Geschichte» wollten die Männer von 1848, sondern sie wollten Geschichte durchaus neu gestalten und neu schreiben. Zwar kommt in der Schweizer Bundesverfassung von 1848 das Wort «Glück» nicht vor, was aber nicht heisst, dass es keine Bedeutung gehabt hätte. Die liberalen und radikaldemokratischen Verfassungsschreiber waren sich wohl so sicher, der Schweiz ein modernes und festes Fundament individuellen und kollektiven Glücks zu geben, dass ihnen eine solche Selbstverständlichkeit nicht erwähnenswert schien.

Doch in Krisenzeiten taucht immer wieder die Sehnsucht auf, die Vergangenheit zu einem Augenblick zu verdichten, um einer unvertrauten Zukunft ins Auge blicken zu können. Auch diese Sehnsucht hat Germaine de Staël festgehalten: «Das Leben fliesst in den Tälern der Schweiz dahin, wie die Flüsse, die sie durchströmen; es sind immer neue Wellen, aber ihr Lauf ist immer derselbe; möge er nie

unterbrochen werden! Möge dasselbe Fest oft am Fusse derselben Berge wiederholt werden! Der Fremdling staunt sie an, diese Berge, wie ein Wunder der Natur. Der Schweizer liebt sie, wie eine Zuflucht, wo die Obrigkeiten und die Väter gemeinsam für das Wohl der Bürger und Kinder Sorge tragen.»

Die Alpen werden als ein autochthones Legitimationsmassiv für den staatlichen und familiären Paternalismus gedeutet, der in der Schweiz tatsächlich bis vor kurzem prägend war. Männer sahen sich zuständig für das öffentliche Wohl, während sie die Sorge um das private Glück mehrheitlich den Frauen überliessen. Am Fusse der Berge kümmerten sich die Väter um ihre Armee und drückten allen Schweizer Institutionen einen gewissen männerbündischen Stempel auf. Frauen sorgten – und sorgen in Krisenzeiten noch immer – mit dem Rückzug an den Herd mehr oder weniger freiwillig für die Aufrechterhaltung einer Form von Gemütlichkeit, die den Männern die Verantwortung für die Politik und die Erwerbsarbeit und ihnen selbst die behagliche Einrichtung des Heims und die Verantwortung für die Kinder übertrug.

Und je rauher das Klima draussen war, desto behaglicher sollte es drinnen sein. Während des Zweiten Weltkrieges wurde die Tendenz zu Verschwörung und Geheimhaltung, zum Rückzug in die Täler und Berge intensiviert und verklärt. Dadurch wurde die Überzeugung der Prädestination bestärkt, welche die dem Anschein nach Nichtausgewählten einer um so gnadenloseren Kontrolle und Verweisung unterzog. Während die damit verknüpften Praktiken während des Krieges einer gewissen Rationalität nicht entbehrten, begünstigte die bruchlos in die Nachkriegszeit transferierte «geistige Landesverteidigung» als schweizerische Spielart des Kalten Krieges die Verdrängung der dunklen Seiten der unmittelbaren Vergangenheit und nahm teilweise paranoide Formen an: heimliche Geschäfte, heimliche Überwachungen, heimliches Gerede, eine quälende tägliche Suche nach Zeichen der Abweichung, der Kritik oder auch nur der Skepsis. Noch 1969 hiess es im kleinen rot-weissen Büchlein «Zivilverteidigung», das im Auftrag des Bundesrates an alle Haushaltungen abgegeben wurde: «Diejenigen, die uns verderben wollen, säen planmässig Zweifel und Angst. Wir glauben ihnen nicht.» Das

«ruhige Glück der Schweizer» schien sich definitiv in eine unglückselige Mischung aus Misstrauen und Missgunst, Selbstzufriedenheit und Mittelmass verwandelt zu haben.

Das Unbehagen der Nonkonformisten wuchs. Sie fühlten sich – wie schon der Held in Carl Spittellers *Imago* – gefangen in der «Hölle der Gemütlichkeit», verfolgt von «kleinstädtischen Übelnehmereien» und engherzigem Philistertum. Sie schufen sich in den fünfziger und frühen sechziger Jahren eigene Räume und Fluchtpunkte: Kellertheater, Jazzklubs, politische Debattierzirkel, existentialistische Nischen im eigenen Land. Oder sie gingen in die Fremde: nach Paris, London, Rom, New York oder an wilde Orte möglichst weit weg von zu Hause. In der Schweiz ist «1968» in einem hohen Ausmass ein Aufstand in dieser «Hölle der Gemütlichkeit» gewesen: eine Rebellion junger Menschen gegen die Begrenztheit des Denkens und die Zwanghaftigkeit des sozialen Handelns, gegen Heimlichtuererei und historische Verantwortungslosigkeit, gegen die verlogene Sturheit der öffentlichen Sitten und der männlichen Doppelmoral. Die Schweiz ist zudem das einzige europäische Land, in dem sich in den frühen achtziger Jahren die verschiedenen Elemente der jugendlichen Gegenkultur noch einmal zu einer eigentlichen Jugendbewegung verdichteten, die definitiv das Ende der Hegemonialkultur bedeutete und in deren Gefolge ein ganzes Netz von alternativen Orten und Nischen entstand.

Obwohl das Bild von der autarken und neutralen Schweiz nach wie vor wirksam ist, nicht zuletzt als Skepsis vieler Menschen gegenüber europäischen Integrationsbestrebungen, so hat es doch spätestens seit der jüngsten Diskussion um wirtschaftliche und politische Verflechtungen der Schweiz mit dem nationalsozialistischen Deutschland an Überzeugungskraft verloren. Es wird immer schwieriger, die Illusion einer trotzigem Schweiz aufrechtzuerhalten, die mit dem Rest der Welt nichts zu tun hat. In seiner Rede an der NZZ-Feier zum 150. Geburtstag des Bundesstaates gebrauchte Bundesrat Pascal Couchepin ebenfalls die Metapher vom Fluss: «Die Schweiz in der Nachkriegszeit kann man als eine Art von langem, ruhigem Fluss betrachten. Alles ging von selbst. Die moralische und materielle Ordnung hatte

Oberhand. Der Wohlstand begleitete das gute Gewissen und eine politische Langeweile. Die Politik bestand grösstenteils darin, die Reihenfolge zu bestimmen, nach welcher jede Region des Landes und jede soziale Gruppierung befriedigt werden konnte. Innerhalb von wenigen Jahren ist diese schöne Ordnung durcheinandergeraten. Die Mauer ist gefallen, und alle haben gespürt, dass etwas Neues aufkeimt. Doch das, was daraus erwuchs, hatte man sich nicht so vorgestellt. Anstatt dass sich das Ende der Geschichte abzeichnete, ist sie nun gegenwärtiger denn je.» Gegen das Gerücht vom Ende der Geschichte wird hier deren Wiederkehr und damit implizit – auch auf mentaler Ebene – die notwendige Rückkehr der Schweiz in die Geschichte Europas und der Welt diagnostiziert, und zwar von einem, der die Schweiz von Amts wegen repräsentiert.

Die hier exemplarisch ausgewählten Fälle hingegen repräsentieren nichts und niemanden, sie sind auch nicht repräsentativ für irgendwelche Segmente von Klassen, Schichten, Geschlechtern oder Altersgruppen in der Schweiz. Die Schimäre der Repräsentativität ist eine Konstruktion, die der jeweils gerade als schön empfundenen Ordnung verpflichtet ist und das aufkeimende Neue weder von seinen besseren noch seinen böseren Seiten her zu erkennen vermag. Jeder Einzelfall zeigt nicht nur soziale Begrenzungen, sondern auch Spielräume des Handelns und Denkens auf. Doch je folgenloser und damit sinnloser den Menschen ihr eigenes Handeln erscheint, desto verzweifelter suchen sie nach Refugien, in die sie sich – und sei es nur virtuell – zurückziehen können. Dann kann die im Alltag vermisse Gemütlichkeit, die Verlorenheit in der Welt, als Projektion zurückkehren: in Form von Feindbildern und Sündenböcken, Sehnsüchten nach der Vergangenheit und Trauer um die verlorene «schöne Ordnung». Daraus erwächst auch der Triumphzug individualisierender Sinnangebote, welche die Gesellschaft restlos ausblenden. Die Not, den Marktkräften ohnmächtig ausgeliefert zu sein, verwandelt sich auf wundersame Weise in die Tugend individueller Allmacht, wie sie in pseudoliberalen Rezepten verkündet wird. Davon zeugt auch die esoterische Literatur, etwa der aktuelle schweizerische Bestseller *Das LOL²A-Prinzip: Mit dem sogenannten «Loslassen und der Liebe im Quadrat»* sollen – und wollen offenbar viele –

Leute lernen, ihr Leben im Hier und Jetzt zu meistern. Die Botschaft scheint einfach: Jeder Mensch ist zuständig für alles, was ihm zustößt; auf dieser Welt kann man nichts verändern, nur sich selbst. Dieses gesellschaftsfreie Konzept von Selbstverantwortung erfüllt den doppelten Zweck, sich von denen abzusetzen, die bereits gescheitert sind, und präventiv Trost zu spenden, falls der eigene Abstieg unvermeidlich werden sollte. Auf diese Weise hilft die Esoterikwelle in ihrer Ambivalenz von Fatalismus und «Selbstvergottung», die strukturellen Dimensionen von Unglück wegzuspülen: Jedes Unglück ist selbstverschuldet, und das Individuum muss nur die Welt in seinen Bann schlagen, um glücklich zu sein. Es ist verständlich, dass derartige Sinnangebote in einer Zeit Hochkonjunktur haben, in welcher biographische Entwürfe und berufliche Karriereverläufe vermehrt vom Scheitern bedroht sind. Je mehr der Lauf des eigenen Lebens von Zufälligkeiten geprägt ist, desto weniger will man sie als solche wahrhaben.

«Die meisten Menschen sind im Grundverhältnis zu sich selber Erzähler», schreibt Robert Musil in *Der Mann ohne Eigenschaften*, «sie lieben das ordentliche Nacheinander von Tatsachen, weil es einer Notwendigkeit gleichsieht, und fühlen sich durch den Eindruck, dass ihr Leben einen «Lauf» habe, irgendwie im Chaos geborgen.» Das Gefühl, dem Chaos auch mit Lebensplanung nichts mehr entgegenhalten zu können, erfasst immer mehr Menschen. Zwar sind – statistisch gesehen – die objektiven Chancen des Scheiterns nach wie vor schicht- und geschlechtsspezifisch unterschiedlich verteilt. In der Schweiz ist es zudem lange Zeit gelungen, die Zahl der Arbeitslosen durch den Export von Arbeitslosigkeit und den Rückzug der Frauen vom Arbeitsmarkt niedrig zu halten. Heute sinkt die während der neunziger Jahre gestiegene Arbeitslosenquote nicht zuletzt deshalb, weil ehemals Erwerbslose den Schritt in eine prekäre Selbständigkeit wagten, weil die Gesetzgebung verschärft wurde und die Aussteuerungen zugenommen haben. Doch die subjektiven Ängste, den Lauf des eigenen Lebens nicht länger selbst bestimmen zu können, finden sich neuerdings auf allen Stufen der sozialen Hierarchie. Sie haben insbesondere auch die Männer der oberen Schichten erfasst. Wäh-

rend Frauen eher an die Zufälligkeit des Lebens gewöhnt sind, da sie noch immer die biographische Hauptlast von Liebe, Ehe und Elternschaft zu tragen haben, scheint nun auch der männliche Traum vom autonom handlungsfähigen Subjekt mit seinen langfristigen Plänen ausgeträumt. Existentielles Pech kann jederzeit jeden und jede treffen. Weder Beruf noch Ehe garantieren eine dauerhafte Perspektive. Eine «erzählerische Ordnung» ist im Öffentlichen ebensowenig mehr vorgegeben wie im Privaten. Gerade deshalb ist es wichtig, den folgenden Erzählungen genau zuzuhören. In ihrer kahlen Prosa vermitteln sie die neue Ungemütlichkeit unmittelbarer und anschaulicher, als eine allgemeine Abhandlung dies tun könnte.

Die folgenden dreissig Porträts basieren auf ein- bis zweistündigen Interviews, die auf Tonband aufgenommen und anschliessend transkribiert wurden. Bei der mündlichen Rede wurde auf eine wortwörtliche Wiedergabe verzichtet. Die Textpassagen wurden in die jeweilige Schriftsprache übersetzt, ohne jedoch den Duktus der gesprochenen Sprache ganz preiszugeben. Einzelne charakteristische Dialektausdrücke sind kursiv gesetzt und gelegentlich auch in Klammern mit einer Übersetzung versehen worden. Ebenfalls kursiv gesetzt sind die Zitate aus den französischen, italienischen und romanischen Interviews, die mit Hilfe des rahmenden deutschen Textes auch ohne Kenntnis der jeweiligen Sprache verstanden werden können.

Alle Personen, die uns ihre Geschichte anvertraut und der Veröffentlichung ihrer oft sehr privaten Äusserungen zugestimmt haben, sind anonymisiert worden. Wir danken den Interviewten dafür, dass sie uns ihre Geschichte erzählt haben, auch den vielen, deren Geschichte nicht zu einem Porträt verarbeitet werden konnte. Wir hoffen, dass sich die Porträtierten in den hier abgedruckten Textpassagen wiedererkennen, ohne für andere erkennbar zu sein.

Die Porträts sind aus einer Haltung heraus entstanden, die in Anlehnung an Pierre Bourdieus methodische Skizze in seinem Buch *La misère du monde* als «teilnehmende Objektivierung» charakterisiert werden könnte. Stärker als in den von Bourdieu veröffentlichten Interviews steht bei den vorliegenden Porträts die Interpretation und

damit auch eine distanziertere Sichtweise im Vordergrund. Das bedeutet aber keineswegs, dass die Sprechenden zu blossen Fällen vergegenständlicht werden. Weder geht es darum, sich ganz in die anderen hineinzuversetzen und ihre Standpunkte unreflektiert zu übernehmen, noch kann es sich darum handeln, ihre Ansichten nur aus einer moralisierenden Perspektive heraus zu beurteilen. Ihre Meinungen über sich und den Zustand der Welt können nur erklärt werden, wenn deren soziale Verwurzelung und kulturelle Verflochtenheit verstehend rekonstruiert werden – von denjenigen, welche die Interviews analysiert und die Porträts geschrieben haben, wie von denjenigen, die sie nun lesen werden.

Auf die Porträts folgt jeweils eine Beschreibung des Feldes, dem die ‚Fallstudie‘ zugeordnet werden kann. Hier wurde wenn möglich auch eine quantitative Einbettung vorgenommen. Dabei ist zu bedenken, dass nichts deutungsbedürftiger ist als Zahlen und Statistiken. Es gibt viele Felder, für welche die Zahlen widersprüchlich und die Erhebungsmethoden fragwürdig sind. Zahlen sprechen nicht für sich, sondern werden im Rahmen von wissenschaftlichen, alltagsweltlichen und politischen Theorien interpretiert. Im medial eingerichteten Streit der Meinungen sind die scheinbar objektiv gültigen Zahlen längst zur beliebtesten und beliebigsten Munition geworden, um sich selbst in Szene zu setzen, den Standpunkt der anderen lächerlich zu machen und so Verständigung zu verunmöglichen.

Ohne ein erhöhtes Mass an wechselseitiger Verständigung wie an objektivierendem Verstehen aber dürfte der Streit der Meinungen in seiner medialen Stilisierung noch scheinhafter werden. Durch die mediale Aufbereitung wird das Elend der anderen voyeuristisch verdoppelt. Dann nimmt der soziale Raum die Gestalt eines Labyrinths an, in dem die einzelnen sich verlieren und nur noch nach privaten Ausgängen in der unergründlichen Tiefe ihrer Seele oder gar in der unheimlichen Klarheit allzu einfacher Theorien suchen. Der neuen Ungemütlichkeit muss jedoch eher mit «kaltem Verstand, Witz und Scharfsinn» begegnet werden. Die Reflexion über die Lage und die Ansichten der anderen, wie sie in den folgenden Porträts zum Ausdruck kommen, soll dazu beitragen, die eigenen Meinungen mit distanzierendem Scharfsinn zu überdenken und ebenfalls als Bestand-

teile kultureller Deutungstraditionen zu erkennen. Nur in einer Kultur der Auseinandersetzung, die sowohl eine gewisse Selbstironie wie auch die Einbeziehung der anderen zulässt, kann das Streben nach individuellem und kollektivem Glück jenseits einer medial inszenierten Pseudo-Öffentlichkeit vermehrt wieder zu einer genuin öffentlichen Angelegenheit werden.

Literatur

- Bairoch, Paul/Körner, Martin (Hrsg.): Die Schweiz in der Weltwirtschaft (15.–20. Jahrhundert), Zürich 1990.
- Benjamin, Walter: «Gottfried Keller», in: ders., Angelus Novus, Frankfurt am Main 1966, S. 384–395.
- Bourdieu, Pierre u.a.: La misère du monde (1993), dt. Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft, Konstanz 1997.
- Bude, Heinz (Hrsg.): Deutschland spricht. Schicksale der Neunziger, Berlin 1995.
- Couchepin, Pascal: «Der lange, ruhige Fluss», in: Neue Zürcher Zeitung, 29. Juni 1998, S. 11.
- Dürrenmatt, Friedrich: «Die Schweiz – ein Gefängnis» (Rede auf Václav Havel zur Verleihung des Gottlieb Duttweiler-Preises am 22. November 1990 in Zürich), Zürich 1997.
- Goethe, Johann Wolfgang: «Briefe aus der Schweiz», in: Insel-Gesamtausgabe, Bd. 1, Leipzig 1921, S. 129.
- Habermas, Jürgen: Die Einbeziehung des Anderen. Studien zur politischen Theorie, Frankfurt am Main 1997.
- Morkowska, Marysia: Vom Stiefkind zum Liebling. Die Entwicklung und Funktion des europäischen Schweizbildes bis zur Französischen Revolution, Zürich 1997.
- Musil, Robert: Der Mann ohne Eigenschaften, Hamburg 1970. S. 650
- Oevermann, Ulrich u.a.: «Die Methodologie einer «objektiven Hermeneutik» und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften», in: Hans-Georg Soeffner (Hrsg.), Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften, Stuttgart 1979, S. 352–433.
- Sennett, Richard: Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus, Berlin 1998.
- Spitteler, Carl: Imago (1906), Frankfurt am Main 1990, S. 60.
- Staël, Germaine de: Über Deutschland (frz. 1813; dt. 1814), zitiert nach der Ausgabe Frankfurt am Main 1985, S. 132 f.
- Weiss, Johannes: «Exkurs: «Beisichselbstsein. Über die deutsche Gemütlichkeit», in: ders., Vernunft und Vernichtung. Zur Philosophie und Soziologie der Moderne, Opladen 1993, S. 185–195.
- Zivilverteidigung, hrsg. vom Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartement im Auftrag des Bundesrates, Aarau 1969.